

durch Jahrzehnte hindurch erstaunliche Mengen „Escherndorfer Weins“ bezogen, wie ein hochinteressanter Briefwechsel zwischen den Weinhändlern Will und Schwarz, Schweinfurt, und dem Goetheschen Haushalt in Weimar beweist. Der Transport von 600 Litern Wein aus Schweinfurt pro Jahr war keine Seltenheit. Nicht einmal bei seinen Kuren in Karlsbad wollte Goethe auf den gewohnten Wein aus Schweinfurt verzichten, und deshalb wurde der Wein rechtzeitig nach Böhmen beordert. Goethe bat stets um pflegliche Behandlung. Sein Sohn August kleidete diese Sorge um des Vaters Wohlergehen auf diesem Sektor in den Satz: *Jedoch bemerke ich, daß mein Vater besonders auf größte Qualität im Wein streng achtet und besonders liebt, wenn dergleichen ihre natürliche Farbe behält.* Die Schweinfurter Weinhändler scheinen den prominenten Kunden stets zu seiner Zufriedenheit beliefert zu haben, denn die letzte Sendung kam schon nach Goethes Ableben an.

Merkte Schwager Rinaldo Vulpius an: *Ob schon Sie auf jeden Fall von dem am 22. ds. Mts. vormittags 10 1/2 Uhr erfolgten Ableben des Herrn Geheimrats von Goethe Kenntnis erhalten haben werden, so benachrichtige ich Sie hiermit doch von diesem so überaus betrüblichen Ereignis. Die von dem seligen Geheimrat noch bestellte Ohm Escherndorfer ist vor einigen Tagen angekommen und ersuche ich Sie, mit nächster Post die Rechnung zu übersenden.*

Die Schweinfurter haben immer gern getrunken und sich redlich bemüht, mit dem fertig zu werden, was die eigenen Weingärten hervorbrachten. Heute würde das längst nicht mehr reichen. Aber zum Glück wächst ja auch jenseits der Landesgrenzen bester Frankenwein!

(auch in „Bocksbeutelkunde“ 1980)

Redaktionsleiter Ludwig Wiener, Hermann-Bartel-Str. 52, 8720 Schweinfurt

Fotos: Renate Wiener, Schweinfurt

Gespräch mit Willy R. Reichert

von Christa Schmitt

Willy R. Reichert ist einer, der es sich mit dem Wort noch nie leicht gemacht hat. Er hat um jedes Wort gekämpft, um jede Formulierung gerungen, jedes Gedicht aus dem Raum geholt, wo das Unsagbare zuhause ist. So habe ich 1979 Ihren Gedichtband „Das Maß meiner Zeit“ eingeleitet, der im Echter-Verlag Würzburg erschienen ist. Er enthält hochdeutsche Gedichte.

Zur Zeit bin ich damit beschäftigt, Gedichte für einen Mundartband auszuwählen, zusammenzustellen und mit einem Vor- oder Nachwort zu versehen. Gegenüber Ihrer letzten Mundartveröffentlichung „Des bißla Labn“ (Greß, Marktbreit) glaube ich eine deutliche Weiterentwicklung in Ihren Mundartgedichten festzustellen.

Der genannte Mundartband erschien wiederum bei Siegfried Greß in Marktbreit und hat schon positives Echo gefunden. Besprechung folgt.

Sie sind schon lange in der fränkischen Literaturszene. Ich denke an den weiten Bogen



von Ihrem Erstling „Die Reitermutter“ aus dem Jahre 1955 bis heute, ich denke an Ihr engagiertes Auftreten in Sachen Mundart beim „Verband Fränkischer Schriftsteller e. V.“ und beim „Frankenbund“, an Ihre Tätigkeit als Autor und Sprecher beim Bayerischen Rundfunk, an Ihre Tätigkeit als Verleger: Gottlob Haags „Hohenloher Psalm“, sein wichtiger dichterischer Erstling, einfühlsam und prägnant von Dr. Rudolf Ibel, Hamburg, kommentiert und eingeleitet, Engelbert Bachs „Fränkische Weihnacht“, Guido Böcklers „Lausbübereien“ und Gretl Zottmanns „Betragen mangelhaft“ sowie die „Fränkischen Dichterhandschriften“ eine beachtliche Faksimile-Ausgabe, haben Sie mit Dr. Hermann Gerstner vorbereitet, welche die Dauthendey-Gesellschaft herausgegeben hat; Sie haben den „Fränkischen Autorenkreis“ mitbegründet und ihn dann in den „Verband Fränkischer Schriftsteller e. V.“ umgewandelt, den Sie lange als 1. Vorsitzender geleitet haben — Bemühungen und Leistungen, die Ihnen schließlich die MaxDauthendey-Plakette, das Große Goldene Bundes-Abzeichen des Frankenbundes und die Ehrenmitgliedschaft im Verband Fränkischer Schriftsteller gebracht haben.

Ich darf Ihnen nun einige Fragen stellen:

Schmitt: Sie veröffentlichen seit 1950 in Hochdeutsch und kurz darauf auch in Mundart. Welche Art, sich auszudrücken — als echter Franke sind Sie bilingual — ist Ihnen wichtiger?

Reichert: Mir sind beide Arten, mich auszudrücken, gleich wichtig. Es kommt lediglich darauf an, welches Medium — Hochsprache oder Mundart — geeigneter erscheint, das darzustellen, was mir vor-schwebt.

Schmitt: Wie sind Sie zur hochdeutschen wie zur mundartlichen literarischen Äußerung gekommen?

Reichert: Ein entscheidender Anstoß, in hochdeutscher Sprache zu schreiben, kam von der Lektüre der Werke Maxim Gorkis. Das führte dann weiter über die Klassiker bis zu den sogenannten „modernen“ Schriftstellern. Ich versuche, Beeinflussungen zu vermeiden und meinen persönlichen Stil zu finden und zu schreiben. Das schließt nicht aus, daß sich dieser Stil ändert, wie ich mich ändere.

In der Mundart war es vor allem Nikolaus Fey, der mir den Anstoß gab — ich war

viele Jahre lang ein echter „Epigone“, bis ich meine Form gefunden habe. Dann haben mich noch beeinflußt Ernst Luther aus Schweinfurt, und vor allem Joseph Kram, der Frühvollendete aus Dettelbach.

Schmitt: In der Mundart haben Sie ein großes Vorbild: Nikolaus Fey. Sie haben in Lohr zu seinem 100. Geburtstag gesprochen, Sie haben einen Kranz an seinem Grabe niedergelegt und den Flößerbruder „Nickl“ begrüßt, Sie haben ein Hörbild im Rundfunk über ihn gebracht. Wie hat er Sie beeinflußt? Sind Sie nicht ein großes Stück weitergekommen?

Reichert: Ob ich weitergekommen bin, kann ich nicht beurteilen. Sicher ist das in der Thematik geschehen: denn ich nehme mir vor allem die menschliche „Sollbruchstelle“ vor — die Problematik, in einer Gesellschaft wie der unseren zu leben.

Schmitt: Was halten Sie von der sogenannten „dokumentarischen Mundartdichtung„? Ich denke da vor allem an Kusz und Krischker.

Reichert: Die „dokumentarische Mundartdichtung“, die vor allem von „studierten“ Kollegen geschrieben wird, arbeitet anders mit dem Wort, wie dies in der herkömmlichen oder der „modernen“ Mundartdichtung geschieht. Sie hat sicher ihre Daseinsberechtigung, wobei gilt, was für alle Formen gilt: nicht auf Kosten Dritter Effekte erzielen (wollen)!

Schmitt: In der Mundartdichtung bzw. im Mundartschaffen herrscht z. Zt. Konjunktur, wenn man so sagen darf, wenn nicht sogar Hochkonjunktur. Mir scheint allerdings, daß die letzten Jahre zwar eine Steigerung der Quantität, nicht aber unbedingt auch der Qualität gebracht haben. Können Sie dem zustimmen?

Reichert: Ich stimme Ihrer Meinung voll zu, nur daß in wenigen Fällen der Steigerung der Quantität in der Mundartdichtung auch die der Qualität entspricht. Es gehört heute nicht so sehr viel dazu, bei etwas Begabung epigonal nach Kusz, Krischker, Bach usw. ein mittelmäßiges Mundart-Gedicht z. B. zu „produzieren“.

Schmitt: Ihre Arbeitsweise ist bekannt: Sie bezeichnen sich selbst als einen „Mehrphasenarbeiter“, wobei der Weg vom Einfall über die flüchtige schriftliche Fixierung zur Werkstatt-

arbeit führt. Arbeiten Sie noch nach dieser Methode?

Reichert: Nikolaus Fey wie die Arbeitsweise von Leonhard Frank haben mich gelehrt, der eigenen Arbeit gegenüber neben der gefühlsbedingten, sprachbedingten und einfallsbedingten Komponente auch die Streich-Werkstattarbeit nicht zu vernachlässigen, dem Wort zu nehmen, was es entbehren kann, um noch zu tragen, das Wort muß abmagern auf seinen Bedeutungsgehalt. Zwischen den Phasen der Bearbeitung muß Zeit liegen, die bekanntlich kritisch macht. Mir jedenfalls kommt dann meine Arbeit wie eine fremde Arbeit vor, die ich kritisch „bearbeite“.

Schmitt: Wenn man schreibt, „beabsichtigt“ man etwas. Haben Sie so etwas wie ein „Programm“, eine „Sendung“?

Reichert: Schreiben ist zuerst einmal für mich mehr als Hobby; es ist ein Teil meines Lebens, Möglichkeit, mich auszudrücken. Eine „Sendung“ im Sinne des Wortes habe ich sicher nicht. Ich habe aber, wenn ich schon schreiben muß, „Absichten“. Es ist der Versuch, Leben darzustellen, die Position dessen, der meine Arbeit liest, mitzubestimmen, ihm klar werden zu lassen, wo er steht. So entsteht Bewußtsein, und das will ich. In diesem Sinn — aber auch nur in diesem — sehe ich mich als politischen, weil sozialkritischen Schriftsteller. Parteipolitische Richtungen mit den Mitteln eines Schriftstellers zu unterstützen, lehne ich ab.

Schmitt: Wie geht bei Ihnen die Wahl der Themen vor sich? Kommt das Thema gewissermaßen zu Ihnen, oder nehmen Sie sich vor, ein bestimmtes Thema zu behandeln?

Reichert: Ein Wort, eine Situation, ein Satz fliegt mir zu. Dann habe ich ein Thema, an das ich mich herantaste, es zu verstehen versuche und dann den Versuch mache, es literarisch zu bewältigen.

Schmitt: Wie stehen Sie zu Gelegenheitsdichtungen jeder Art (Verein, Jubiläum, politische Anlässe)?

Reichert: „Gelegenheitsdichtungen“ lehne ich ab. Auftragsarbeiten dagegen, wie sie z. B. vom Bayerischen Rundfunk angeregt werden, über den Kanal etc., halte ich für

gut, weil sie zum Eindringen in eine Problematik zwingen, zur Auseinandersetzung und zur werkstattlich sauberen Durchführung, will man „dabei“ sein.

Schmitt: Gibt es Lieblingsprojekt, an dem Sie in der nächsten Zeit arbeiten werden?

Reichert: Ja. Die Geschichte meiner Familie ist die Geschichte von der Kaiserzeit bis heute, übertragen auf einen kleinen Lebensverband, wie ihn eine Bauern- und später Arbeiterfamilie darstellt. Das ist in vielen Teilen schon skizziert, kann Geschichte dieser Zeit am Leben einer nicht gerade reichen Familie darstellen und ist auch vom Sprachlichen her reizvoll für mich. Ich habe mir da einiges ausgedacht . .

Schließlich gilt meine ganze literarische Zuneigung der schwierigsten Form, dem geistigen „Blitzlicht“ der Kurzgeschichte, mit der ich meine literarische Tätigkeit vor über dreißig Jahren begonnen habe.

Schmitt: Sie haben bis in die 1970er Jahre hinein eine Reihe kultureller Führungs- bzw. Verwaltung- und Beratungsaufgaben erfüllt. Würden Sie das rückblickend wieder tun? Würden Sie das noch einmal tun, die Initiative ergreifen und sich viele Feinde machen, vor allem die, die nicht zum Zuge kamen (wobei Sie in der eigenen Arbeit fast völlig abstinert bleiben mußten)?

Reichert: Nein, denn ich konnte vielleicht mit Ausnahme der Bewegung in der Mundart in Wirklichkeit fast nichts bewegen. Manche Strukturen sind so wenig wandlungs- und entwicklungsfähig, daß ich, rückblickend gesehen, diese Zeit und meine Kraft besser dafür gebraucht hätte, mich hinzusetzen und zu schreiben. (Wobei nichts gegen die Vereinigungen gesagt sein soll, denen ich zu dienen die Ehre hatte . . .).

Christa Schmitt, Röttenbacher Str. 7, 8520 Erlangen-Dechsendorf

Willy Reichert hat jüngst „Max und Moritz“ in den fränkischen Dialekt übersetzt, die in einer Sammlung erscheinen, welche der Verlag Helmut Buske (Hamburg) zum 150. Geburtstag des Dichters Wilhelm Busch am 15. April 1982 herausgibt. Die Sammlung enthält elf Nachrichten in deutsche Mundarten von Manfred Görrlach (Heidelberg)
st 19. 8. 81